

PREDIGT ZU LUKAS 2, 41-52

- Wermelskirchen, 4. Januar 2015 (2. Sonntag nach dem Christfest) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

ich weiß ja nicht, wie es Ihnen geht, aber jedes Mal, wenn ich die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus und seinen Eltern lese oder höre, kann ich mir die Frage nicht verkneifen: Haben die wirklich nicht gemerkt, dass sie ihren Sohn in Jerusalem vergessen haben? Ich meine: Wie hat man sich das vorzustellen? Wandert die ganze Pilgerschar – denn es war ja offenbar eine größere Gruppe – wieder zurück Richtung Nazareth, und erst als sie abends in die Herberge kommen, sagt Josef zu Maria: Sag mal, hatten wir nicht noch einen Sohn? Haben wir den nicht mitgenommen? Wo ist der eigentlich?

⁴¹Und seine Eltern gingen alle Jahre nach Jerusalem zum Passafest. ⁴²Und als er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf nach dem Brauch des Festes. ⁴³Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem und seine Eltern wussten's nicht.

Schon dem Evangelisten scheint das ja zumindest auch aufgefallen zu sein, denn er fügt gleich hinzu, fast wie eine Entschuldigung: *⁴⁴Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagesreise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten.*

Schon an dieser kleinen Beobachtung, über die wir stolpern, merkt man: Es waren wohl doch andere Zeiten, damals. Den ersten Lesern jedenfalls scheint das gar nicht so unvorstellbar vorgekommen sein, und schon das ist interessant. Es bedeutet nämlich unter anderem: Unsere Vorstellung der heilen und übersichtlichen Kleinfamilie aus Vater, Mutter, Kind ist offenbar nicht dasselbe wie eine typische jüdische Familie zur Zeit Jesu. Vielmehr scheint es sich bei dem Pilgerzug aus Nazareth um die ganze Großfamilie rund um Josef und Maria gehandelt zu haben, und die Grenze zwischen den eigenen Kindern und denen der Verwandten war womöglich gar nicht so strikt, wie wir das heute gewohnt sind. Mich erinnert das ein bisschen an die Familienverhältnisse in Afrika: Wie oft hatten wir dort mit Afrikanern zu tun, die

immer mal wieder weg waren, weil sie zu Hochzeiten oder Beerdigungen von Onkels und Tanten, Cousins und Cousinen, Brüdern und Schwestern mussten. So dass wir Europäer uns immer wieder fragten: Ist das jetzt nur so ein Trick, um ein paar freie Tage rauszuschinden, oder ist das für sie wirklich ihre engste Familie? Wollen sie uns veräppeln (so nach dem Motto: Die blöden Weißen blicken da ja sowieso nicht durch), oder waren wir es, die da völlig unpassende Maßstäbe anlegen wollten?

Wahrscheinlich war es wirklich so: Was wir Deutsche noch gerade so als entfernte Verwandtschaft gelten lassen würden, gehört für viele Afrikaner selbstverständlich zur engsten Familie. Und so ähnlich müssen wir uns das wohl auch für Jesu Familie vorstellen. Dann waren Maria und Josef wohl doch keine verantwortungslosen Rabeneltern, wenn sie davon ausgingen, dass ihr Sohn schon irgendwo in der Gruppe sein würde und dass er dort genauso gut aufgehoben sei wie unter ihrer direkten Aufsicht. Abgesehen davon wissen wir ja aus den Evangelien, dass Jesus mehrere Geschwister hatte, und so ist es durchaus vorstellbar, dass seine Eltern sich zunächst mal keine großen Gedanken machten; es war wohl in der Tat gar nicht so ungewöhnlich, dass man viel freizügiger und unkomplizierter mit seinen Kindern umging, als wir das heute allgemein praktizieren und akzeptieren würden.

Das aber lässt mich aufhorchen: Es tut sich heutzutage ja so einiges rund um die Fragen von Familie und Kindererziehung: Ob Kinder am besten bei den Eltern aufgehoben sind oder in einer Betreuungseinrichtung; ob die klassische Kleinfamilie der einzig richtige Ort für Kinder sei oder ob auch andere Konstellationen dieselbe Aufgabe gut erfüllen können usw.. Das sogenannte Orientierungspapier der EKD aus dem vorletzten Jahr hat in dieser Hinsicht viel Staub aufgewirbelt mit seiner These, dass Familie durchaus vielfältiger gedacht werden kann. Nun will ich das Papier gar nicht verteidigen; ich finde es an vielen Stellen unausgegoren und theologisch dürftig, aber ein Blick auf unsere Erzählung heute morgen legt mir dann doch eine gewisse Gelassenheit nahe: Versuchen wir doch nicht immer wieder, unsere Wert- und besonders unsere Familienvorstellun-

gen eins zu eins aus der Bibel abzuleiten. Wir würden uns, glaube ich, heftig die Augen reiben, wenn wir für ein paar Wochen im Galiläa zur Zeit Jesu leben würden: Von unseren lieb gewonnenen Familien- und Kinderbildern müssten wir da ziemlich schnell Abschied nehmen, und wir würden merken: Jede Zeit hat ihre eigenen Regeln und Maßstäbe, und die können genauso gut oder fragwürdig sein wie unsere heutigen. Etwas mehr Gelassenheit und Selbstkritik in solchen Frage wäre manchmal ganz ratsam, und die kleine Geschichte des heutigen Sonntags mag dazu vielleicht einen Beitrag liefern.

Immerhin: Ganz so herzlos können Maria und Josef gar nicht gewesen sein, denn wir lesen nun weiter: ⁴⁵Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn. ⁴⁶Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. ⁴⁷Und alle, die ihm zuhörten, wunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten. ⁴⁸Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.

Sie haben ihn also doch wohl schmerzlich vermisst; das beruhigt mich dann wieder. Gleichwohl mussten sie ihn ganze drei Tage lang suchen, und auch das ist bemerkenswert; so groß war Jerusalem damals nämlich gar nicht. Ich vermute aber, Maria und Josef haben zunächst mal an allen möglichen anderen Stellen nachgeschaut, bevor sie auf die Idee kamen, im Tempel nachzuschauen. Gaststätten, Märkte, Baustellen, – das mögen alles spannende Spielplätze für einen zwölfjährigen Jungen sein, da kann man schon mal die Zeit vergessen. Kenn ich von mir selbst... Da werden die beiden wohl auch zu erst gesucht haben. Und dass das ganze drei Tage lang dauerte, zeigt uns, wie turbulent es in Jerusalem zur Zeit des großen Festes zugegangen sein muss. Denn das betont Lukas ja ausdrücklich: Maria und Josef sind nicht zum Shopping nach Jerusalem gewandert, weil es in Nazareth keine ordentliche Esszimmergarnitur zu kaufen gab oder so, sondern sie zogen dorthin, um das Passahfest zu feiern. Als fromme jüdische Familie also präsentiert Lukas uns die Familie Jesu. Ja, er betont ausdrücklich: Sie gingen alle Jahre nach Jerusalem, und so auch in diesem Jahr. Womit sie allerdings überhaupt nicht gerechnet hatten: Dass ihr Knabe im zarten Alter von zwölf Jahren in diesem Jahr seinen großen Auftritt haben würde: Im Tempel

sitzt er – und das demnach ja auch schon seit drei Tagen – und liefert sich erregte Debatten mit den Gelehrten des Volkes, den Schriftgelehrten und Priestern.



Albrecht Dürer hat das so dargestellt, wie er sich das ausgemalt hat: Jesus sitzt auf dem Lehrstuhl (hinten rechts), und mit wachsender Verblüffung lauschen die Theologen Jerusalems seinen Worten, während das einfache Volk stauend drumherum steht, wie das Fernsehpublikum heutzutage bei Maybritt Illner.

Ob das tatsächlich genauso aussah, lassen wir mal dahingestellt, aber klar ist: Hier geschieht etwas Außerordentliches. Hier debattiert ein Kind auf Augenhöhe mit den gelehrtesten und gebildetsten Männern seines Volkes. Wobei Lukas das gar nicht überheblich darstellt: Jesus führt die Schriftgelehrten nicht etwa vor und weiß alles besser; er betont, dass Jesus vor allem durch seine aufmerksamen Fragen und nachdenklichen Beiträge auffiel: *Er hörte ihnen zu und fragte sie*, berichtet Lukas, und schon deswegen ist es eher unwahrscheinlich, dass Jesus selbst am Pult des Lehrers saß. Vermutlich hockte er eher respektvoll zu Füßen der alten Männer und lauschte mit Verstand ihren Worten. Aber sei's drum, das ist nicht entscheidend. Entscheidend ist: Mit dieser Erzählung stellt Lukas Jesus in eine Reihe mit anderen großen Männern der Antike, von denen man sich ähnliches erzählte: Dass nämlich ihre große Weisheit sich schon in einem Alter zeigte, in dem andere noch auf Bäume klettern oder bestenfalls anfangen, die Ziegen zu hüten. Der Perserkönig Kyros und Alexander der Große etwa machten auf ähnliche Weise im jungen Alter von sich reden.

Bei Jesus aber geht es nicht um seine frühreife Klugheit an sich, und das ist ein entscheidender Unterschied. Sehr bewusst spielt Lukas hier mit dem Begriff des Vaters, um das herauszustellen: „Dein Vater und ich, wir haben dich gesucht“, sagt Maria leicht vorwurfsvoll, und Jesus antwortet – übrigens bei Lukas das erste Wort aus seinem Mund: „*Warum habt ihr mich gesucht? Wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?*“

Fast scheint es, als hätten Maria und Josef in den zurückliegenden zwölf Jahren vergessen, wer da unter ihrem Dach aufwächst, wen sie da sozusagen als Gast in ihrer Familie aufgenommen haben: Das Kind, das durch den Geist Gottes entstand und dessen Geburt die Engel verkündeten. Beinahe hat man den Eindruck, Maria und Josef wollten diese Erinnerung, diese Wahrheit verdrängen: Dass dies Kind nicht ihr Kind, nicht ihr Eigentum war (denn das waren Kindern ansonsten in dieser Zeit). Zwölf Jahre lang durften sie sich als ganz normale Familie wähnen; nun aber, mit dem Eintritt Jesu ins Konfirmandenalter, wird klar: Dieses Kind ist Gottes Kind – und zwar anders, als wir das gemeinhin von unseren Kindern sagen. Dieses Kind hat einen Auftrag und einen Weg vor sich, der seinen Eltern noch manchen Kummer und manche Not bereiten wird, bis Maria schließlich unter seinem Kreuz stehen wird an ihrem finstersten Tag. Kein Wunder, dass sie das erst mal überhaupt nicht begreifen können, begreifen wollen: *Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte.*

Damit geht es den beiden letztlich nicht viel anders als allen, die noch mit Jesus zu tun bekommen sollten: Immer wieder wird er in eine Schablone gepresst, immer wieder hängen sich die Menschen mit ihren Erwartungen, Wünschen und Hoffnungen an Jesus, und immer wieder enttäuscht und zerbricht Jesus diese Erwartungen: Bei Petrus, der ihn vor dem Leiden bewahren will, beim Volk, das ihn als großen Bäckermeister bejubelt, bei Judas, der in ihm den mächtigen Befreier von den Römern sieht, bei Pilatus, der gar nicht aus ihm schlau wird – in all dem geschieht genau das, was bis heute immer wieder geschieht: Dass auf Jesus kein leichter Reim zu machen ist und an ihm erst einmal unsere Bilder und Vorstellungen zerbrechen müssen, bevor wir erkennen können, mit wem wir es da in Wirklichkeit zu tun haben: Dem Sohn Gottes, der uns Gott nahebringt und auslegt, so wie er damals im Tempel und später in der Synagoge die Schrift auslegte, sehr zum Erstaunen aller, die meinten, sie wüssten schon alles über Gott und sein Wort und seinen Willen.

Nicht nur seine Eltern, auch wir müssen uns wohl immer wieder diese Frage stellen: Versuchen wir, Jesus nach unserem Bild zu formen, ihn in unsere Erwartungen zu pressen, oder lernen wir noch einmal ganz neu, auf ihn zu sehen und ihn wahrzunehmen als der, der er ist: Sohn Gottes, den Menschen gleich und doch ganz anders, einer

von uns und doch der eine, der einen einzigartigen Weg zu gehen hatte, Heiland und Versöhner für die ahnungslosen und gottfremden Menschen. Das beginnt sinnbildlich in dieser Erzählung; das wird hier zum ersten mal so recht deutlich: Dass wir es bei Jesus nicht einfach mit dem netten Jungen von nebenan zu tun haben. Seine Geburt mag außergewöhnlich gewesen sein, aber blieb als solche erst einmal eine Episode. Nun aber führt sein Weg unausweichlich weiter, über sein Elternhaus hinaus, über Galiläa hinaus, schließlich sogar – und Gott sei Dank! – auch über Jerusalem und den Tempel und das jüdische Volk hinaus, nicht von ihm weg, aber doch darüber hinaus als Versöhner der ganzen Welt.

Auch wenn er zunächst noch einmal die Rolle des braven Sohns einnimmt: ⁵¹*Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen.* ⁵²*Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.* Es wird noch weitere achtzehn Jahre dauern, bis Jesus wieder von sich reden macht, bis man wieder auf ihn aufmerksam werden wird. Bis dahin wissen die Evangelisten nichts von ihm zu berichten. Maria aber konnte das wohl nicht mehr vergessen, dieses seltsame Ereignis zum Passahfest des Jahres 12. Sie „*behielt alle diese Worte in ihrem Herzen*“ heißt es hier zum zweiten mal von ihr, ebenso wie am Ende der Weihnachtsgeschichte. Sicher kein Zufall, diese Notiz des Lukas. Wie oft mag Maria noch an diese beiden Ereignisse zurückgedacht haben, wie oft mag es ihr eine Welle der Liebe und zugleich einen Stich im Herzen beschert haben, wenn sie daran dachte, wen sie da unter ihrem Herzen getragen hatte und mit wem sie Haus und Tisch, Essen und Familie teilte. Ihr Kind, das doch nicht ihres war und zunehmend herauswuchs aus ihrer kleinen Welt; ein Kind, das der ganzen Welt gehören sollte; ein Kind, das nicht im Kinderzimmer, sondern im Tempel zuhause war, im eigentlichen Haus seines Vaters.

Beziehungswise: Der auch über dieses Haus noch hinauswachsen würde. Wenn wir Jesus das nächste Mal im Tempel erleben, wird es keine höfliche Diskussion unter Gelehrten mehr geben. Dann wird er die Tische der Händler und Geldwechsler umstürzen und sich ereifern über die gottlose Geschäftemacherei im Haus Gottes. Und damit nimmt die Geschichte noch ein weiteres Mal eine entscheidende Wendung: So sehr Jesus in unserer heutigen Erzählung als frommes jüdi-

sches Kind im Tempel gezeichnet wird, so deutlich steckt darin doch auch schon ein Hinweis, dass Gott nicht an diesen Tempel, dieses menschliche Gebäude gebunden sein will. Er verlässt den Tempel, um sich auf seinen weiteren Weg zu begeben. Er „nimmt zu an Weisheit und Gnade bei Gott“, sagt Lukas, und deutet damit noch einmal an, dass hier einer hinauswächst über alle menschliche Frömmigkeit und Religion. Die ihm nachfolgten, die ersten Jünger und Christen haben das dann ganz konkret erfahren: Waren sie zunächst noch Teil der jüdischen Gemeinde, die sich im und um den Tempel versammelten, so wurde bald aus der kleinen Schar etwas Neues und Unerhörtes: Eine Gemeinschaft von Glaubenden, die sich nicht mehr an einen Ort, eine heilige Stätte gebunden wussten. Die aus dem Tempel auszogen und eine ganz neue Entdeckung machten: Dass Gottes Tempel, dass Gott Haus überall ist, wo Menschen ihm dienen und nachfolgen. Dass sie selbst, wie Paulus sagt, zum Tempel Gottes wurden, dass ihr Leib der Ort der Gegenwart des Geistes sein würde; dass also Haus Gottes überall dort ist, wo Menschen sich in seinem Namen versammeln und ihn Herr sein lassen.

Die Kirche hat das nicht immer konsequent durchgehalten. Immer wieder war die Verlockung groß, Gott Dome und Kathedralen zu bauen. Kulturell sicher eindrucksvoll und ästhetisch großartig – aber immer mit der Gefahr verbunden, dass Gott nun doch wieder eingemauert und in Stein gefangen werden sollte. Und so schwankt die christliche Kirche bis heute zwischen dem sehr menschlichen Bedürfnis, Gott an festen Orten zu verehren und der Erinnerung daran, dass dieser Gott nicht in Häusern zu finden ist, sondern überall dort, wo Menschen Jesus begegnen und ihm nachfolgen, wo sie sich um sein Wort versammeln und ihm mit ihrem Leben dienen wollen.

Wie das konkret aussieht, das muss jede Generation, jede Gemeinde, jeder Christ, Mann und Frau, für sich neu entdecken und entscheiden. Wenn wir in diesen Tagen von unserer Landeskirche hören, was sich alles ändern muss, mag das viel Sorge bereiten, aber es könnte ja auch durchaus eine neue Chance darin liegen, Gewohntes und Bewährtes nicht mit der Ewigkeit zu verwechseln. Für heute wäre es aber nicht das schlechteste, wenn wir es mit Maria hielten und unsere seltene und seltsame Geschichte vom zwölfjährigen Jesus noch ein wenig im Herzen

behielten und dort bewegten. Denn da gehören sie alle hin, die alten und manchmal merkwürdigen biblischen Erzählungen und Geschichten: Ins Herz.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“

Fürbitten

Lieber himmlischer Vater, wir danken dir für den reichen Schatz der Überlieferung in deinem Wort. So danken wir dir auch für die Worte des heutigen Sonntags und bitten dich: Lass sie uns begleiten, wenn wir nun wieder in die Woche gehen und uns bemühen, dir nachzufolgen.

Hilf uns, immer wieder mit neuen Augen auf Jesus zu sehen und ihm den zu entdecken, der als dein Sohn die Welt mit dir versöhnt hat und uns Frieden und Freude bringt. Lass uns diesen Frieden und diese Freude in unserem Alltag erleben, damit wir ermutigt werden, nach deinem Willen zu leben.

Hilf unserer Kirche, nach dem zu fragen, was wirklich wichtig ist, was den Menschen in ihrem Leben hilft und die Botschaft von deiner Gnade deutlich werden lässt. Segne unsere Synode und alle Verantwortlichen, unseren Präses und die Kirchenleitung, dass sie im Vertrauen auf deinen Geist gute und richtige Entscheidungen treffen.

Auch für unsere Gemeinde bitten wir dich, dass wir in allen Veränderungen und Umbrüchen auf dich vertrauen und nach deinem Willen fragen. Wir bitten dich für deine Kinder in aller Welt, für die ökumenische Gemeinschaft der Kirchen, dass wir dankbar füreinander werden, voneinander lernen können und miteinander dich bezeugen.

Für jeden einzelnen bitten wir, dass du unseren Glauben stärkst, unsere Liebe wachsen lässt und Trost und Hoffnung schenkst, wo wir Fragen haben und Zweifel erleben.

Freud und Leid in der Gemeinde bringen wir vor dich...

Das alles bitten wir dich voller Vertrauen, und so beten wir auch gemeinsam zu dir voller Vertrauen: Vater unser im Himmel...